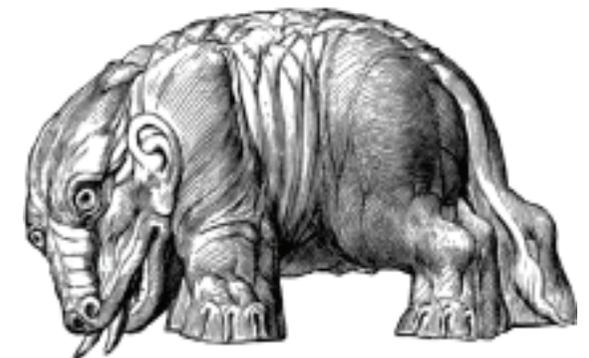


## Editorial

Ulrich Bröckling, Christian Dries, Matthias Leanza,  
Tobias Schlechtriemen

Fragen nach Möglichkeit, Gestalt und Wandel sozialer Ordnung stehen im Zentrum sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung. So unterschiedlich die theoretischen Perspektiven und die empirischen Befunde sein mögen – ihnen liegen stets bestimmte Ordnungsvorstellungen zugrunde: Ob primär Klassen und Kapitalsorten, Funktionssysteme und Organisationen, Netzwerke und Interaktionssituationen, Lebenslaufregime und Subjektivierungsweisen, soziotechnische Arrangements und Kommunikationsmedien, Sinnwelten und Praxen oder Epistemen und Diskurse untersucht werden, ändert nichts an diesem grundsätzlichen Bezug auf Ordnung. Es sind wiederholbare Schemata, auf die sich das Augenmerk richtet. Regeln und Regelmäßigkeiten sollen herausgearbeitet, Muster identifiziert und Strukturen sichtbar gemacht werden. Wissenschaft zielt stets auf das Allgemeine im Besonderen; am Einzelfall interessiert sie, was über ihn hinausweist. Ein Großteil sozial- und kulturwissenschaftlicher Theorien ist daher mit der Explikation und der Bewertung von Ordnungskonzeptionen befasst; komplementär dazu suchen empirische Studien Genese und Form sozialer Ordnungen am konkreten Fall nachzuzeichnen. Das Soziale erscheint so als ein vielschichtiger Ordnungszusammenhang, den die Sozial- und Kulturwissenschaften rekonstruieren können.

Das ist aber nur die eine Seite. Ordnungskonzeptionen gehen stets mit spezifischen Vorstellungen von Nicht-Ordnung einher. Was Ordnung ist, lässt sich nur in Abgrenzung von ihrem



Außen bestimmen, und so vielfältig die Raum-, Zeit-, Sinn-, Macht-, Wissens-, Wirtschafts-, Verfassungs-, Geschlechter-, Liebes-, Glaubens- usw. -ordnungen, so heterogen sind die Gestalten dessen, was aus ihnen herausfällt bzw. in ihnen nicht aufgeht. In den sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien taucht dieses Andere allerdings meist nur *ex negativo* als Ausnahme, Abweichung, Mangel, Opposition, Störung oder Rauschen auf. Weil von der Ordnung her gedacht wird, schrumpft ihr Anderes zum Epiphänomen.

Die vorliegende Ausgabe des „Behemoth“ versucht diesen Bias zu vermeiden und eine neue Forschungsperspektive zu eröffnen, indem ihre Autorinnen und Autoren die Blickrichtung ändern. [1] Das Andere der Ordnung bleibt dabei auf diese bezogen, aber Vorrang erhält, was sonst lediglich als Problemanzeige und Kontrastfolie fungiert. Um Reinhart Kosellecks Unterscheidung aufzugreifen: Begriff und asymmetrischer Gegenbegriff tauschen die Plätze; nicht die elaborierten sozial- und kulturwissenschaftlichen Semantiken der Ordnung, sondern die im Vergleich dazu weit weniger ausgearbeiteten Semantiken des Irregulären und Außerordentlichen, des Exzeptionellen und Amorphen, des Ereignishaften und Inkommensurablen stehen im Mittelpunkt. Gesichtet werden sowohl empirische Figuren und Idealtypen als auch Theorien des Anderen der Ordnung.

In theoretischen Sondierungen gehen die Beiträge der Frage nach, wie die andere Seite, das Außen der Ordnung, das ihr Entzogene und von ihr nicht Erreichte, das, was sie stört und zerstört, unterläuft und überschreitet, gedacht werden kann – oder sich dagegen sperrt, gedacht zu werden, vom Denken gemieden oder aus seinem Zuständigkeitsbereich verbannt wird. Ein Fokus liegt dabei auf dem Verhältnis, in dem Ordnung und Nicht-Ordnung zueinander stehen: Handelt es sich um ein Nullsummenspiel, eine Relation wechselseitiger Ermöglichung und Hervorbringung oder gar Steigerung oder um einen dialektischen Prozess? Muss von einer schlichten Opposition ausgegangen werden, oder lässt sich die Verschränkung der Ordnung mit ihrem Anderen komplexer denken? Gibt es Theorieoptionen jenseits der Alternative, entweder die anomischen Zonen sozialer Gefüge – die Unordnung in der Ordnung – zu identifizieren oder die verborgenen Regeln und Regelmäßigkeiten anomischer Zustände – die Ordnung in der Unordnung – aufzuspüren? Ist das Andere der Ordnung ein Zerfallsprodukt von Ordnung und/oder eine Voraussetzung ihres Emergierens? Auf welche Ordnungserfahrungen antworten welche Modelle des Außerordentlichen, welche Erfahrungen des Exzeptionellen provozieren welche Anstrengungen, sie in

[1] Die in dieser Ausgabe versammelten Beiträge bilden den Auftakt zu einer weitergehenden Auseinandersetzung mit der hier verfolgten Perspektivverschiebung zum Anderen der Ordnung. Die Herausgeber planen für 2015 eine Buchpublikation, die klassische wie zeitgenössische Sozial- und Kulturtheorien im Hinblick auf ihre expliziten und impliziten Figuren des Anderen der Ordnung sichten wird.

eine Ordnung zu bringen? Welche Bedeutung kommt der rhetorischen Verfasstheit der Theorien des Exzeptionellen zu, mit welchem intellektuellen Gestus werden sie vorgetragen? Welche Metaphern und narrativen Strategien setzen sie ein, um ihre Argumente zu veranschaulichen? Wie dirigieren umgekehrt die Anschauungsbilder und Darstellungsweisen den theoretischen Blick? Findet sich das Sprechen über das Andere der Ordnung nicht immer schon gefangen in der Ordnung der Sprache? Erfordert seine Beschreibung nicht den Bruch mit den Regeln wissenschaftlicher Veridiktion? Lässt es sich theoretisieren, ohne es kolonialisierend einzuordnen? Schließlich, mit welchen Affekten werden die Erscheinungsformen des Anderen der Ordnung aufgeladen? Welche Hoffnungen knüpfen sich an sie, welche Ängste mobilisieren sie?

Die Beiträge des vorliegenden Themenhefts geben auf diese Fragen unterschiedliche Antworten und nehmen unterschiedliche Phänomene und Theorien des Anderen der Ordnung in den Blick. In einer Begriffsgeschichte der Korruption zeigt *Oliver Marchart*, dass politische Ordnungen zum einen auf ein konstitutives Außen als Ermöglichungsgrund und Legitimation angewiesen sind. – Der Schrecken des Bürgerkriegs gebiert den Leviathan, der Terrorismus rechtfertigt den Sicherheitsstaat. Zum anderen verweist das Phänomen der Korruption darauf, dass auch in den Ordnungen selbst ihr Anderes stets präsent ist. – Jede Ordnung leckt. Was sie zur Ordnung macht, untergräbt sie auch. Diese Unmöglichkeit einer vollkommenen, dauerhaft stabilen Ordnung schafft wiederum erst, so Marcharts radikaldemokratische Wendung, den Raum für eine postfundamentalistische Politik, die der Kontingenz und Brüchigkeit des Sozialen Rechnung trägt.

Dass Ordnungen nicht rein sind, sondern an ihren Grenzen Unreinheiten produzieren, ist auch der Ausgangspunkt für die Relektüre von Luhmanns Schriften, die *Matthias Leanza* vornimmt. Er fokussiert dabei auf Michel Serres' Denkfigur des Parasiten, die von Luhmann zwar erwähnt wird, bei diesem aber lediglich eine Nebenrolle spielt. Leanza stellt den Parasiten dagegen ins Zentrum. Er arbeitet die theoretischen Facetten heraus, die diese Figur bei Serres auszeichnen – Paradoxalität, Gerichtetheit, Reflexivität und Perspektivität – und zeigt, an welchen Stellen in Luhmanns Systemtheorie diese produktiv gemacht werden können. Damit geht insgesamt eine Verschiebung der systemtheoretischen Perspektive von „einer allzu glatten Gesellschaftsbeschreibung“ hin zu Phänomenen der Unreinheit, der Störungen und der Vermittlungen einher. Denn gerade die Grenze zwischen System und Umwelt, an der sich systemische Operationen orientieren,

lässt sich nicht rein und vollständig ziehen. Vielmehr ist sie durch Paradoxien, Uneindeutigkeiten und Unterbrechungen gekennzeichnet, kurz: durch Grenzüberschreitungen.

*Andreas Folkers* und *Il-Tschung Lim* schlagen ebenfalls eine ungewohnte Lesart bekannter Texte – hier sind es Michel Foucault und Niklas Luhmann – vor, und auch hier erweist sie sich nicht bloß als ein Korrektiv kleiner Stellschrauben in den Systematiken der Autoren. Vielmehr ermöglicht sie es, das Konzept der ‚Krise‘ neu zu perspektivieren, das in soziologischen Theorien von zentraler Bedeutung ist, dient es ihnen doch zum einen als Diagnosekategorie und zum anderen als ein Zustand, in dem sich die Wahrheit des Sozialen offenbart. Ihren Zugang nehmen Folkers und Lim dabei nicht über die ‚großen‘ Ordnungen, also die gesellschaftlichen Funktionssysteme und die Machtregime, sondern machen mit ‚Irrtum‘ (Foucault) und ‚Irritation‘ (Luhmann) zwei Konzepte ausfindig, welche die Mikroprozesse kommunikativer Akte und Machtpraktiken adressieren. Krisenhafte Momente dienen hier als Ausgangspunkte für neue Ordnungsbemühungen und neue kommunikative Anschlüsse. Das Andere der Ordnung fungiert somit als Ermöglichungsgrund, als Ausgangspunkt für Veränderungen, und provoziert soziologische Beschreibungen, die sich durch ein operatives Selbstverständnis auszeichnen und die ihre Aufmerksamkeit auf die Praktiken und die Ereignishaftigkeit des Un-Ordnungsgeschehens richten.

Émile Durkheims Diktum, es sei normal, dass es Abweichungen von der Normalität gibt, benennt, wie moderne Normalisierungsgesellschaften ihr Anderes bestimmen und zugleich die Alterität des Anormalen zu zähmen versuchen. Eingeordnet in die Auslaufzonen der Normalverteilungskurven bleibt das Anormale in einem Kontinuum mit seinem Gegenteil – und wird so selbst normalisiert. Im Rekurs auf Georges Canguilhem und in kritischer Auseinandersetzung mit Jürgen Links Konzept des Normalismus insistiert *Natascha Adamowsky* darauf, auch die Möglichkeiten diskontinuierlicher Formen des Anormalen einzubeziehen, wie sie sich in „Narrativen der Unsicherheit und des Unbegreiflichen, Szenarien der Unkontrollierbarkeit und des Unzuverlässigen, Gesten der Überschreitung, Bildern des Ungleichen und Unzugehörigen, Semantiken des Monströsen, Kinästhesien des Metamorphotischen und Nicht-Feststellbaren, Einfällen des Singulären, Nicht-Klassifizierbaren, -Reproduzierbaren, -Objektivierbaren u.s.f.“ zeigen.

Auch Liebe und Verbrechen sind Phänomene des Außerordentlichen. Indem sie Grenzen überschreiten und Routinen außer Kraft setzen, evozieren sie starke Emotionen. Wie *Bernhard Giesen*, *Marco Gerster* und *Kim-Claude Meyer* im Anschluss an Durkheim betonen, wirken Emotionen

gerade aufgrund ihres flüchtigen und uneindeutigen, mitunter auch überfordernden Charakters sozial integrierend. Sie binden Aufmerksamkeit, fordern zur Deutung heraus und erzeugen kollektive Erregungszustände. Das Außerordentliche wird auf diese Weise zum Grund des Sozialen. Stets gibt es Abweichungen und Störungen, Zwischenlagen und Ambivalenzen, die den sozialen Ordnungsprozess am Laufen halten. Besonders augenscheinlich wird dies bei den Phänomenen der Liebe und des Verbrechens, um die sich ein ganzes Geflecht aus Emotionen, Narrativen und Bildern entspinnt. Entlang von Filmbeispielen zeigen die Autoren auf, wie die Intransparenz der Liebe und des Verbrechens Interpretationen nach sich zieht, wie das Unerklärliche nach Erklärung verlangt. Weil die ideale Ordnung unerreichbar ist, hört das Ordnen niemals auf.

Als das paradigmatische Andere gesellschaftlicher Ordnung, als Schreckbild ihres allzeit möglichen Zerfalls gilt seit 1789 die Masse – für *Susanne Lüdemann* bis heute „der soziale Grenzbegriff schlechthin“. Distinktion, ja Abwehr prägen den Duktus des soziologischen Masse-Diskurses, dessen Linien Lüdemann ausgehend von Marx, Engels und der Massenpsychologie über Gustave Le Bons Antipoden Theodor Geiger bis zu den jüngsten Emeuten der Pariser Vorstädte skizziert: „Wer über die Masse schreibt, ist nicht Teil von ihr und will es nicht sein.“ Ohne sie geht es in den Sozialwissenschaften aber auch nicht. Zwischen *black box*, Medium und negativer Projektionsfläche angesiedelt, absorbiert die Masse den vermeintlichen Abschaum der Gesellschaft („Pöbel“, „Lumpenproletariat“) und bürgerliche Depersonalisierungsphobien ebenso wie chiliastische Aspirationen anti-bourgeoiser Utopien. Früh komme es zur zivilisationstheoretischen versus sozio-politischen Diskursspaltung, irrationale Triebe und Eruptionen hier – revolutionäre Energien dort. Auch sozialontologisch scheiden sich an der Masse die Geister. Soll man sie als Phänomen der Ansteckung psychologisch fassen, oder doch streng soziologisch als soziale Tatsache deuten? Für Lüdemann ist es hingegen gerade seine Uneindeutigkeit, die den als Ordnungskategorie unbrauchbaren Begriff der Masse so fruchtbar macht. Mit ihm lässt sich nicht nur gegen den Mainstream vertragstheoretischer und kybernetischer Sozialtheorien argumentieren. Das interdisziplinäre Grenzkonzept stellt den Begriff des Individuums ebenso in Frage wie den der funktional differenzierten Gesellschaft.

Während die Masse in der Soziologie als ein Zerfallsprodukt sozialer Ordnung gilt, bezieht sich der physikalische Entropiebegriff auf den Ordnungszerfall in thermodynamischen Systemen. Beständig erhöht sich in ihnen der Grad an Unordnung, bis der Zustand größtmöglicher Gleichge-

wichts erreicht ist. Wie *Robert Feustel* aufzeigt, wird der Gedanke eines notwendigen, irreversiblen Zerfalls von Ordnung jedoch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auf Probleme übertragen, die jenseits des Gegenstandsbereichs der physikalischen Wärmelehre liegen. So ist eine universelle Metapher entstanden, eine allgemeine Vermutung, dass Ordnung gleichwelcher Art zu ihrer Auflösung tendiert. Der Text schreitet einige der zentralen Wegmarken dieses Prozesses ab. Von der Thermodynamik über die Kybernetik erster und zweiter Ordnung bis hin zu politischen und soziologischen Theorien werden schlaglichtartig die Verschiebungen beleuchtet, die das Konzept der Entropie im Zuge seiner Metaphorisierung erfahren hat.

*Robert Seyfert* stellt in seinem Beitrag die systemtheoretische Grundannahme in Frage, dass es in der Soziologie darum gehe, die Genese von Ordnung aus Chaos zu erklären. Im Rekurs auf Bergson plädiert er dafür, die Perspektive zu verschieben: Problemstellungen implizierten immer schon entsprechende Lösungsansätze. Die Annahme eines primordialen Chaos sei letztlich eine normative Setzung, die immer schon existierende, andere Ordnungen ausblende. Seyfert führt die systemtheoretische Binarität von System und Umwelt, Ordnung und Chaos auf eine einseitige Hobbes-Rezeption durch Parsons und Luhmann zurück, die auch durch deren Konzepte von ‚Interpenetration‘ und ‚struktureller Kopplung‘ letztlich nicht aufgehoben werde. Lese man Hobbes‘ Souveränitätstheorie so, dass ein ursprünglicher Natur- bzw. Kriegszustand und die damit einhergehende Todesangst als einziger Motor politischer Institutionalisierung fungierten, dann stünde das vorgängige Chaos der Ordnung gegenüber. Aber bereits bei Hobbes ließe sich Sozialität *im* Naturzustand und weit mehr affektive Antriebe für gesellschaftliche Ordnungsbildung oder -veränderung ausmachen als die bloße Todesangst – dazu gehöre auch die Lust an der Veränderung. Ordnung entsteht nicht (bzw. nicht nur) aus Chaos und Angst, vielmehr gibt es immer schon Ordnungen, und deren Wandel kann auch auf den gesellschaftlichen Selbsterfindungswillen zurückgeführt werden. In der Folge stehen sich immer mehrere Ordnungen gegenüber.

Abschließend rechnet *Marc Rölli* in seinen methodologischen Überlegungen mit dem rigiden Ordnungsfetischismus westlicher Theorieproduktion von der griechischen Antike bis Kant ab und unterbreitet einen Alternativvorschlag. In maßloser Selbstüberschätzung und Praxisverachtung gehe der so genannte „Theoretizismus“ davon aus, seine Kopfgeburten entsprächen tatsächlich dem Wesen der Dinge. Dabei überkompensiert der Theoretizist als fanatischer Kontingenzdompfeur lediglich sein eklatantes Praxisdefizit mit wuchernden Ordnungsvorstellungen. Auch The-

orien eines Anderen der Ordnung seien keineswegs vor dieser Hybris gefeit, kommen sie doch kaum ohne einen impliziten, komplementären Begriff von Ordnung aus. Dagegen skizziert Rölli das Programm einer kontingenzsensiblen, anti-theoretizistischen Theoriebildung, die mit John Dewey vom Primat der „primären“, situativen Erfahrung sozialer (Forschungs-)Praxis ausgeht. Statt transzendente Begriffsblindflüge zu veranstalten, gelte es, die jeweiligen Praxiskontexte – auch und gerade des wissenschaftlichen Arbeitens selbst – „als undiszipliniert wandelbare Bedingungen begrifflicher Arbeit“ ernst zu nehmen. Mit der Besänftigung der Ordnungswut gehe so in letzter Konsequenz die Aufgabe aller Mono-Theoreme der Ordnung einher. An ihre Stelle tritt ein disparates, differentiell gefügtes pluralistisches Ordnungsvorstellungen im kontinuierlichen Patchworkverfahren. Mühsam ernährt sich das Eichhörnchen, aber immerhin wird es auch satt.